

DER „IDEALE“ HIMMEL UND ANDERE PARADIESE IN ELIAS CANETTIS ›BLENDUNG‹

Von Carolina Schutti (Innsbruck)

„[...] die Welt war *zerfallen*, Fund nur wenn man den Mut hatte, sie in ihrer Zerfallenheit zu zeigen, war es noch möglich, eine wahrhafte Vorstellung von ihr zu geben“, schreibt Elias Canetti in seinem Essay zur Entstehung der ›Blendung¹⁾. Dementsprechend sind die Romanfiguren zu echter Kommunikation nicht mehr fähig und leben in ihren eigenen, in sich abgeschlossenen Welten. Wie konsequent das Konzept der „Zerfallenheit“ im Bereich der Figurenzeichnung durchgehalten ist, äußert sich nicht zuletzt darin, dass neben Sprache, Verhaltensmustern und individuell konstruierter Wirklichkeit auch die Himmelsvorstellungen der Charaktere extreme Individualisierung erfahren. Im Folgenden werden ausgehend von der Gaststätte „Zum Idealen Himmel“ die unterschiedlichen Bedeutungen des Begriffs ‚Himmel‘ diskutiert, anschließend wird die Vielfalt der Paradiese in der ›Blendung‹ aufgezeigt und auf ihre Funktion hin betrachtet. Die Bandbreite reicht dabei von (zum Teil naiven oder ironisierten) Elementen des traditionellen christlichen Himmels über ‚Privatparadiese‘ bis hin zu islamischen und fernöstlichen Vorstellungen vom Leben nach dem Tod.

Der Gaststättenname „Zum Idealen Himmel“ ist zum einen beliebten Formulierungen wie etwa „Zum Goldenen Krug“ nachempfunden, zum anderen handelt es sich wie bei den Straßennamen „Ehrlichstraße“ (8 u. a.)²⁾ und „Mutstraße“ (14 u. a.) um einen Namen, der eine moralisch-religiöse Komponente hat³⁾: In der „Ehrlichstraße“ wohnt Kien, in der „Mutstraße“ beweist er, wie viel ihm seine Bücher wert sind, in den „Idealen Himmel“ gelangt er eher zufällig: Es handelt sich dabei um ein einfaches Lokal, in dem sich normalerweise keine Intellektuellen aufhalten. Nachdem Kien aus seiner Wohnung vertrieben wird und von Buchhand-

¹⁾ ELIAS CANETTI, Das erste Buch: Die Blendung, in: DERS. Das Gewissen der Worte. Essays (= Fischer Taschenbuch), 10. Aufl., Frankfurt/M. 1998, S. 243.

²⁾ ELIAS CANETTI, Die Blendung, München und Wien 1963. Die Seitenangabe der Zitate folgt im Text in runder Klammer.

³⁾ Vgl. DIETER DISSINGER, Veränderung und Massenwahn. Elias Canettis Roman ›Die Blendung‹, Bonn 1971, S. 53; – vgl. auch CAROLINA SCHUTTI, Die Bibel in Elias Canettis ›Blendung‹. Eine Studie zur Intertextualität, Phil. Diss. Innsbruck 2004 [ersch. im Herbst 2005 in den ›Innsbrucker Beiträgen zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe; Bd. 70), S. 94.

lung zu Buchhandlung läuft, um den Verlust seiner Bücher durch den Erwerb einer „Kopfbibliothek“ (331) zu kompensieren und bereits nach drei Wochen „sämtliche Buchhandlungen der Stadt erschöpft“ hat (187), ist ihm „plötzlich sehr einsam zumute“ (188). Er beschließt, „unter recht viel Menschen zu gehen“ (188), liest die Firmenschilder in der Straße, in der er sich gerade befindet und entscheidet sich für den „Idealen Himmel“:

Da trat er mit Vergnügen ein. Er schlug die dicken Vorhänge zurück. Ein entsetzlicher Dunst benahm ihm den Atem. Wie zur Abwehr ging er mechanisch zwei Schritte weiter. Seine scharfe Gestalt durchschnitt, ein Messer, die dicke Luft. Seine Augen trânten; er riß sie weit auf, um zu sehen. Da trânten sie noch mehr, und er sah nichts. (188)

Schon bei Kiens Eintreten relativiert sich die durch das Schild hervorgerufene positive Erwartungshaltung, denn neben Rauch und Gestank fällt sein Blick bald auf verwahrloste Gestalten und auf den trübseligen Zustand des Lokals: „Der ideale Himmel war sehr niedrig und hing voll schmieriger, graubrauner Wolken“ (189). Dieser Himmel hat zweifelsohne schon bessere Zeiten gesehen, und doch lässt sich ein Bezug zur kosmischen Dimension des Himmelsbegriffs herstellen: „Vor Zeiten war der ganze Himmel mit goldenen Sternen übersät. Die meisten waren vom Rauch ausgelöscht worden; die übrigen krankten an Lichtschwund. Klein war die Welt unter diesem Himmel. [...] Jedes Marmortischchen führte ein gesondertes Planetendasein. Den Weltgestank erzeugten alle gemeinsam“ (189). Die räumliche Isolierung der einzelnen Marmortischchen erinnert an die Vereinzelung und Kommunikationsunfähigkeit der Figuren der ›Blendung‹, deren einzige Gemeinsamkeit die ist, dass sie sich dieselbe, im Zerfall begriffene Welt teilen müssen.

Canetti schildert die Stimmung und das Milieu sehr detailliert. Er selbst machte einprägsame Erfahrungen mit einfacheren Kneipen sowohl während seines zweiten Berlinaufenthaltes als auch in Wien: „Ich ging in andere Viertel Berlins, ich ging allein in Kneipen und lernte da eine andere Art von Menschen kennen, Arbeiter besonders, aber auch Bürger und Kleinbürger, die keine Intellektuellen oder Künstler waren. Ich ließ mir Zeit und schrieb mir manches auf.“⁴⁾ Bei seinen Streifzügen durch das Wiener Nachtleben ging es Canetti hauptsächlich darum, Menschen, darunter auch Kriminelle, zu beobachten und auf ihre Sprache zu achten: „Ganz bestimmt war ich aber in jedem Nachtcafé gewesen, das lange offen hatte. [...] Wenn ich in ein Nachtcafé kam, wo die Gelegenheit zu hören eine günstige war, blieb ich lang, bis zur Sperrstunde um vier Uhr früh und gab mich dem Wechsel der eintretenden, fortgehenden, wiederkehrenden Figuren hin. Ich machte mir den Spaß, die Augen zu schließen, als ob ich halb schlief, oder mich zur Wand zu kehren und nur noch zu hören“⁵⁾. Die Beobachtung der „andere[n] Art von Menschen“ könnte durchaus der Anstoß für die zum Teil grotesk überzeichneten Figuren gewesen sein, die Kien im Lauf der Handlung gegenübergestellt werden.

⁴⁾ CANETTI, *Das Gewissen der Worte* (zit. Anm. 1), S. 242.

⁵⁾ ELIAS CANETTI, *Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921–1931*, (= Fischer Taschenbuch), Frankfurt/M. 1982, S. 336f.

Bezeichnenderweise nennt Kien die Personen, die er im Lokal antrifft, „Nebemenschen“ (189), obwohl es von seinem sozialen Status her nicht verwunderlich wäre, würde er auf sie hinabsehen wie auf das „Gesindel“ in seinem Haus und auf der Straße (25, 43, 47, 288). Die Vertreibung aus der Bibliothek führt allerdings zu einem Verlust seiner Macht, und Kien muss sich in der für ihn neuen, zwischen Realität und seiner Einbildung schwankenden Welt erst neu positionieren. Trotz seines Unwohlseins beobachtet er abwartend, wenn auch verwirrt: „Kien griff sich an den Kopf. Was waren das für Geschöpfe?“ (189). Als Fischerle, den Kien zunächst nur als „ungeheure[n] Buckel“ wahrnimmt, an seinen Tisch tritt, gewöhnt sich Kien „an den neuen Zustand“ (190) und obwohl er nur aus Angst vor Ermordung zulässt, dass Fischerle sein Packpapier zerdrückt (191), arrangiert er sich vorerst mit der neuen Situation.

Ängste bleiben ihm dennoch nicht erspart. Schlimmer noch als seinen Aufenthalt in der „Mördergrube“ (196) empfindet er das Herannahen von Fischerles Frau (198). Ausgerechnet in der nun gar nicht mehr ‚himmlischen‘ Umgebung glaubt er im ungebildeten Kleinkriminellen, dem selbsternannten Schachweltmeister, einen Gleichgesinnten zu finden. Dessen abschätzige Bemerkungen über die „Pensionistin“ (192) sowie sein unerschütterlicher Glaube, etwas Besseres zu sein, scheinen dafür Grund genug. Da Kien die Situation gründlich missinterpretiert („In seiner Angst hatte er sich nie gefragt, ob Fischerle log oder die Wahrheit sprach“; 200), muss sich Fischerle nicht lange bemühen, ihm Geld zu entlocken. Die Zahlung des „Stipendiums“ (196ff.) an den vermeintlich „reine[n] Geist in elendem Körper“ vor den Augen der anderen Gäste endet in einem Tumult (204).

Durch das allgemeine Kreischen in diesem nun wirklich bedrohlichen Umfeld hindurch ist die Stimme eines „Engels“ zu hören, wobei die Ironie allerdings unverkennbar ist: „Der Himmel wackelte. Stühle stürzten zusammen. Eine Engelsstimme weinte vor Glück. Als Kien begriff, worum es ging, hatte man ihm die eigene Aktentasche um die Ohren gezogen“ (204). Die Stimme ist das einzige, was in dieser Umgebung wieder an den Namen des Lokals erinnert, doch gehört sie wohl zu einem der „sonderbaren Mädchen“, die schon bei Kiens Eintreten „im Hintergrund kreischten“ (189). Kien kann gerade noch entkommen, Fischerle bringt ihm seine Aktentasche nach und behauptet in der Hoffnung auf Trinkgeld, nie mehr ins Lokal zurück zu können: „Mit dem Idealen Himmel ist es aus. Glauben Sie, ich kann da wieder rein? Die finden das viele Geld bei mir und schlagen mich tot“ (206). So haben der Intellektuelle und der Kleinkriminelle, so kontrastreich die beiden Figuren auch gezeichnet sind, auf unerwartete Weise etwas gemeinsam: Sie können (vorerst) nicht mehr in ihre irdischen ‚Himmel‘ zurück. Das Lokal war Fischerles Heimat, er war „[z]u Hause im Himmel“ (215), dort konnte er ungestört seinen Träumen von einem besseren Leben als Schachweltmeister nachhängen („Er fuhr direkt vom Himmel nach Amerika hinüber, machte den Capablanca kaputt und jetzt ist er da“; 217). Fischerle ist abhängig von einem Umfeld, das an seine Schachkenntnisse glaubt, ebenso wie Kiens Macht von seinen Büchern abhängig ist, wobei sich Fischerle in der Außenwelt trotzdem sehr gut behaupten kann, während Kien

dazu nicht fähig ist. Der „Ideale Himmel“ erfüllt in diesem Sinne für Fischerle eine ähnliche Funktion wie die als Heiligtum⁶⁾ dargestellte, wenn auch nie explizit so genannte Bibliothek für Kien – die Namensgebung verdeutlicht diese Parallele.

Eine weitere Übereinstimmung der beiden Figuren ergibt sich aus der veränderten Einstellung Fischerles seinen alten Bekannten gegenüber, denn er beginnt schon bald, so wie Kien, auf „Gesindel“ hinabzuschauen (257, 268, 278, 367, 370, 378) und, mit ähnlicher Beharrlichkeit wie der Sinologe, sein Ziel zu verfolgen. Fischerle kehrt zwar noch einmal in seine alte Heimat zurück, um „Angestellte“ für seine „Firma“ anzuwerben (242ff.), doch im Grunde werden ab der Bekanntschaft mit Kien seine Amerikapläne so konkret, dass er dem „Himmel“ untreu wird, ähnlich wie Kien auch heimatlos geworden ist und sein altes Leben aufgeben muss. Sogar die Assoziation, die ein vor der Abreise gekauftes Hemd auslöst, ärgert Fischerle: „Das Hemd dagegen war gestärkt und blau, eine zarte Farbe, passend und groß, leider dachte man an den Himmel dabei, warum, das Meer ist genauso blau“ (384), und er schreckt auch nicht davor zurück, seine ehemalige ‚Heimat‘ zu verfluchen, um an den heißersehten (gefälschten) Pass zu kommen: „Der Himmel ist ein Dreck!“ (378) ruft Fischerle und setzt nie wieder einen Fuß in das Lokal.

Die Kombination der Wörter „ideal“ und „Himmel“ impliziert, dass es auch andere Himmel gibt. Sowohl eine lokale als auch eine moralische Positionierung erfahren das Lokal und die „Himmelsbewohner“ (242, 381) durch den „Pavian“ (369) und den „richtigen Himmel“ (367). Als Fischerle seinem Ziel, mit dem von Kien ergaunerten Geld nach Amerika auszuwandern, näher kommt, muss er der Wiener Unterwelt einen Besuch abstatten, um an einen gefälschten Pass zu kommen. Im Lokal „Zum Pavian“, zu dem man acht Stufen hinabsteigen muss (369), halten sich nur vorbestrafte „Unmenschen“ (369) auf. Im Verhältnis zu diesem Lokal ist der „Himmel“ ein „anständiges Kaffeehaus“ (369), eine nicht von Unmenschen, sondern von „Nebenmenschen“ (189) bevölkerte ‚Nebenwelt‘ zu Kiens Bibliothek. Das Lokal liegt sozusagen in der Mitte zwischen dem „Pavian“ und dem (christlichen) Himmel: Einer der Gäste, ein „gutmütiger Katholik“ (367), stellt die Verbindung zum religiösen Himmel dadurch her, dass er Fischerle verspricht, er werde ihm nach seinem Tod vom „richtigen Himmel“ aus die vielen, in Wirklichkeit mangels Geld nie abgeschickten Telegramme an die Schachweltmeister herunterwerfen. Mit der naiven Behauptung, dass Petrus persönlich die Briefe aufhebe, soll in erster Linie Fischerle verspottet werden, doch erinnert diese Vorstellung auch ein wenig an die sehr ‚irdischen‘ Himmelsdarstellungen, die häufig in katholischen Kirchen zu finden sind. Die Abgrenzung sowohl nach oben als auch nach unten verdeutlicht, dass die Gäste des „Idealen Himmels“ zwar keine ‚Heiligen‘ sind, aber eben auch keine gefährlichen Straftäter. Obwohl der „Ideale Himmel“ nichts mit einem Paradies im eigentlichen Sinn zu tun hat, ist er für die Lokalbesucher ein „idealer“ Ort, er ist ihre Heimat.

⁶⁾ Zu Ähnlichkeiten der Bibliothek mit dem Salomonischen Tempel, dem von Petrus bewachten Himmelreich u. a. siehe SCHUTTI, Die Bibel in Elias Canettis ‚Blendung‘ (zit. Anm. 3), S. 94ff.

Der Begriff ‚Himmel‘ wird auch in anderem Kontext noch oft verwendet. Dadurch, dass der Lokalname sehr präsent bleibt, entstehen zum Teil recht eigenwillige begriffliche Schattierungen: „Da riß ihn Kiens Frage ‚Wieviel Geld haben Sie?‘ aus allen Himmeln“ (236), heißt es beispielsweise über Fischerle; ein amüsantes Wortspiel ergibt sich aus der Beschreibung des „Pavian“: „In den Himmel kam manchmal auch Polizei, hierher getraute sie sich nicht“ (370). Fischerle verwendet den Begriff außerdem als Synonym für Bordelle oder bordellähnliche Lokalitäten: Einmal erkennt er eine Dame am Bahnhof an ihrem Tonfall („Er bemerkte ihre Unterwürfigkeit, sie war aus einem Himmel, gern hätte er ihr ein Schimpfwort zugeworfen, er hatte sie erkannt“; 385), ein andermal träumt er von Amerika: „Eine Deputation der New Yorker Huren legt ihm ihre Himmel zu Füßen. Das gibt es dort auch“ (396).

Für Kien hat der (sichtbare) Himmel eine besonders negative Bedeutung, denn er ist blau wie Thereses gestärkte Röcke: „Verdammt – blau – der Rock – steif starr ein Fels zum Himmel“ (418). Dass es einen Himmel gibt, kann Kien nicht leugnen, aber er versucht ihm mit Gewalt andere Farben zuzuschreiben:

Das Meer ist also grün. Darüber wölbt sich ein Himmel. Er hängt voller Wolken. Sie sind schwarz und schwer. Ein Gewitter naht. Es will sich nicht entladen. Nirgends ist der Himmel blau. Der Tag verfließt. Wie sich die Stunden eilen! Warum? Wer jagt sie? Vor Nacht wünscht einer den Himmel zu sehen, seine verfluchte Farbe. Sie ist erlogen. Gegen Abend zerreißen die Wolken. Grelles Rot bricht durch. Wo bleibt das Blau? Überall flammt es rot, rot, rot! Dann wird es Nacht. Wieder eine geglückte Entlarvung. Am Rot hat niemand gezweifelt. (427)

Nicht nur die Farbe des Himmels ängstigt Kien, sondern auch die Tatsache, dass er von der Erde aus gesehen ‚oben‘ ist. ‚Oben‘ befindet sich für Kien statt des üblicherweise erwarteten Guten das Böse, denn im Theresianum werden die Bücher in „feuergefährlichen Räume[n] unterm Dach“ (224) verwahrt: „Kien warf einen schmerzlichen Blick hinauf, nicht zum Himmel, im Gegenteil, zur Hölle im sechsten Stock“ (262). An die Hölle im eigentlichen Sinn glaubt Kien nicht⁷⁾, doch das Inferno, dem das Theresianum anheim fällt, weist durchaus höllische Elemente auf: „In der Richtung des Theresianums gewahrte er einen rötlichen Schein. Zögernd kroch es über den schwarzen klaffenden Himmel daher. Petroleumgeruch war in seiner Nase. Feuerschein, Schreie, Gestank: das Theresianum BRANNTE!“ (506). Die Rotfärbung des Himmels stimmt nicht nur mit Kiens eigenwilliger Umdeutung der Farbe des Firmaments überein; Flammen, Lärm und Brandgeruch unter einem „schwarzen klaffenden Himmel“ erinnern sowohl an die Ereignisse des 15. Juli⁸⁾ als auch an das christliche Bild der Hölle.

So sehr Kien der sichtbare Himmel verhasst ist, so wohl fühlt er sich in seinem persönlichen Himmel, seinem Paradies. Was es ausmacht, ist ungestörte Arbeit, vor

⁷⁾ Kien fragt an anderer Stelle seinen Bruder Georg: „Warum gibt es keine Hölle? Man muß eine einrichten. Für Weiber und Röckejäger, wie du einer bist“ (488).

⁸⁾ Vgl. GERALD STIEG, Früchte des Feuers. Der 15. Juli 1927 in der ›Blendung‹ und in den ›Dämonen‹, in: Elias Canetti. Blendung als Lebensform, hrsg. von FRIEDBERT ASPETSBERGER und GERALD STIEG, Königstein/Ts. 1985; – DERS., Frucht des Feuers, Wien 1990.

allem soll es frei sein von Frauen. In dieser Hinsicht unterscheidet sich Kiens „Arbeitshimmel“ (423) wesentlich von Fischerles „Idealem Himmel“: „Analphabeten sind die Weiber, unerträglich und dumm, eine ewige Störung. Wie reich wäre die Welt ohne sie, ein ungeheures Laboratorium, eine überfüllte Bibliothek, intensiver Arbeitshimmel bei Tag und bei Nacht!“ (423). Kiens Bibliothek ist mehr als ein Zuhause, sie ist seine Schöpfung, über die er uneingeschränkt herrschen kann⁹⁾. In der Hoffnung auf Thereses Mitgift fasst Kien Pläne, die Größe der Bibliothek zu verdoppeln – diesen Wunschzustand bezeichnet er selbst als Paradies: „Theresens Liebe, die Säule des baldigen Paradieses, brachte ihm eine Mitgift zu“ (146).

Abgesehen von irdischen Idealzuständen findet sich in der Gedankenwelt Kiens noch ein anderer Himmel, nämlich das Jenseits des Michelangelo. Die religiösen Gemälde Michelangelos faszinierten Canetti seit seiner frühen Jugend¹⁰⁾, und so scheint es nahe liegend, dass er die Vorstellung eines von einem Maler interpretierten, traditionellen biblischen Himmels mit der intellektuellen Figur in Verbindung bringt. Eine positive Jenseitsvorstellung bleibt jedoch gänzlich ausgespart, denn es ist ausschließlich das „Jüngste Gericht“, das Kien beschäftigt¹¹⁾: „Da wurden die Sünder von herzlosen Teufeln in die Hölle gezerrt. Einer der Verdammten, Bild der Angst und des Jammers, preßte die Hände vor den feigen Dickkopf; an seinen Beinen machten sich Teufel zu schaffen; fürs Elend hatte er nie ein Auge, auch fürs eigene nicht, das ihn jetzt betraf. Oben stand Christus, gar nicht christlich, und verdamnte mit hartem, wuchtigem Arm“ (41). Diese Textstelle lässt allerdings keine Rückschlüsse darauf zu, ob Kien an das Dargestellte *glaubt*. Vielmehr wird der künstlerische Stellenwert des Bildes hervorgehoben: „Michelangelo bewunderte er; am höchsten stellte er sein ‚Jüngstes Gericht‘“ (41).

Es ist bezeichnend, dass keiner der Figuren wirkliche Hoffnung auf ein besseres Leben nach dem Tod zugeschrieben wird. Fischerle verwendet zwar einmal die Phrase: „Auf Wiedersehen, in einem besseren Jenseits, lieber Freund [...]“ (364), doch richtet er den Satz übermütig spottend an den Blinden, dem er einen Knopf in die Hand gelegt hat. (Dass ausgerechnet der Blinde Fischerle ins Jenseits befördert wird, kann der Leser an dieser Stelle noch nicht ahnen). Auch Kiens ganze Aufmerksamkeit richtet sich auf das irdische Leben, auf den Rückkauf der Bücher. Sein „Erlösungswerk“ (270) übt er um seiner selbst willen aus, nicht etwa zur Erlangung des Ewigen Lebens. Er stilisiert sich als „Heiliger“ auf Erden (262) – auch in diesem Zusammenhang werden Glaube, Gott oder Jenseits nie erwähnt. Die Himmel von Kien und Fischerle sind also sehr irdischer Natur und auch die Träume und Hoffnungen beider Figuren beziehen sich ausschließlich auf ihr Leben.

Obwohl sich in Kiens Bibliothek spirituelle Schriften befinden, konkret genannt werden Bücher von Buddha und Konfuzius, entbehrt die Figur jeglicher

⁹⁾ Vgl. DISSINGER, Veränderung und Massenwahn (zit. Anm. 3), S. 129; – STIEG (zit. Anm. 8), S. 165; – SCHUTTI, Die Bibel in Elias Canettis ›Blendung‹ (zit. Anm. 3), S. 94ff.

¹⁰⁾ Siehe dazu das Kapitel „Michelangelo“ in: ELIAS CANETTI, Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend (= Fischer Taschenbuch), Frankfurt/M. 1998, S. 314–319.

¹¹⁾ Siehe dazu Kiens Traum vom Jüngsten Gericht (38–41).

Spiritualität. „Du hast die heiligen Bücher aller Völker im Kopf, nicht nur die der Inder“ (478) sagt Georg während eines langen Gesprächs zu seinem Bruder, was darauf hindeutet, dass Kien auch andere heilige Schriften besitzt. Kien zitiert daraus jedoch stets als Wissenschaftler, nicht als Gläubiger, und nur in Momenten der eigenen Schwäche ‚verfällt‘ er unkontrolliert der Bibel und dem Christentum¹²). Von Wissenschaftlichkeit geprägt ist Kiens Respekt vor Buddhas Weisheit, was allerdings den Jenseitsglauben der Inder betrifft, so distanziert sich Kien vehement davon: „Seit meiner Jugend schon zweifle ich am Dasein von Seelen. Die Lehre von der Seelenwanderung halte ich für eine Unverschämtheit und bin bereit, es jedem Inder ins Gesicht zu sagen“ (349). Die indische Einstellung zur irdischen Weisheit hingegen schätzt er sehr, denn dadurch, dass der „Wissende [...] schon den ältesten Indern ein Heiliger“ gewesen sei (232), rückt Kien selbst als Intellektueller in die Reihe der Heiligen vor. Ebenso rational, insofern man bei Kiens Eigenart, sich Bücher als lebendige Wesen vorzustellen, von Rationalität sprechen kann, stellt sich Kiens Umgang mit Konfuzius dar: „In den hohen Zimmern seiner Bibliothek ging er auf und ab und rief nach Konfuzius. Der kam ihm von der gegenüberliegenden Wand entgegen, ruhig und gefaßt – kein Verdienst, wenn man sein Leben längst hinter sich hatte“ (45). Pointiert formulierte Lebensweisheiten und Scharfsinn beeindruckten Kien, er lässt sich von den Aussagen des Konfuzius sogar zur Ehe mit Therese ‚überreden‘. Ruhe und Gefasstheit seien nach dem Tod selbstverständlich, doch so wie Buddha spricht auch Konfuzius nicht etwa aus dem Jenseits, sondern als Buch zu Kien. Die eigentliche Unsterblichkeit scheint unabdingbar mit Schriftlichkeit bzw. mit schriftlicher Überlieferung verbunden zu sein. Abgesehen von seinem Wissen über die östlichen Religionen setzt sich nämlich auch Kiens Traum vom Jüngsten Gericht aus Gelesenem bzw. Gesehenem zusammen, u. a. aus mexikanischen Bilderhandschriften, aus einem mittelalterlichen Holzschnitt, der auf dem Scheiterhaufen brennende Juden darstellt und aus Michelangelos „Jüngstem Gericht“ (vgl. 41). Nicht zuletzt entspricht Kiens Gottesbild der Bibel bzw. den Gemälden Michelangelos: „Auf die Decke der Sixtina blickt er hinauf, um sich Gott ein wenig vorstellen zu können. Einen anderen glaubwürdigen Bibelgott gibt es in der bildenden Kunst nicht“ (487).

Aus der Perspektive Georgs schützt nur seine mentale Stärke Peter Kien davor, zu sehr von den (fernöstlichen) Religionen vereinnahmt zu werden:

Schwächere Köpfe gingen an zuviel Büchern zugrunde; bei ihm blieb jede Silbe, die er aufnahm, von der nächsten reinlich geschieden. Er war das Gegenteil eines Schauspielers, immer er selbst, nur er selbst. Statt sich in die andern zu verteilen, maß er sie, wie er sie von außen sah, an sich, den er auch nur von außen und vom Kopf her kannte. Darum entging er den sehr großen Gefahren, die eine Beschäftigung mit den östlichen Kulturen, wenn ein einsamer Mensch sie über Jahre hinauszieht, unweigerlich heraufbeschwört. Peter war gegen Laotse und alle Inder gefeit. Aus Nüchternheit neigte er zu Pflicht-Philosophen. Seinen Konfuzius hätte er überall gefunden. Was bedrängte ihn, ein beinahe geschlechtsloses Wesen? (454f.)

¹²) Vgl. SCHUTTI, Die Bibel in Elias Canettis ›Blendung‹ (zit. Anm. 3), S. 123 ff.

Kiens Eigenart, die Dinge „von außen“ zu betrachten, befähigt ihn dazu, seine „Welt im Kopf“ (399) nach Belieben zu gestalten, Elemente aus einem Ganzen zu entnehmen, ohne sich von ihnen vereinnahmen zu lassen, und sie zu seinen Zwecken neu zusammensetzen. Georg wirft ihm diese Fähigkeit vor, denn dadurch habe er „keine Erinnerung“ für seine „eigenen Erlebnisse“ (478): „Aus einem uferlosen Überlieferungsstoff zitierst du, was in deine Beweisführung paßt“ (478). So ergibt sich allerdings auch kein Widerspruch daraus, dass sich Kien zwar der „seelischen Verirrungen“ bewusst ist, „an denen das Leben der Menschen exotischer Länder so reich sei“ (234)¹³), aber gleichzeitig seine Gedanken von japanischen „Himmelswächtern“ beschützen lässt: „Vier japanische Himmelswächter, gewaltige Ungetüme, fratzenhaft, fürchterlich, stellte er vor die Tore seines Geistes. Sie wissen, was nicht hinein darf. Erlaubt ist, was die Sicherheit der Gedanken fördert“ (426). Kien ordnet alles der „Sicherheit der Gedanken“ unter. Stößt man in seiner Gedankenwelt auf Jenseitsvorstellungen, so haben sie nichts mit Glauben, Gefühl oder Sehnsucht nach einem Leben nach dem Tod zu tun. Sie bereichern vielmehr sein „unglaubliches Gedächtnis“ (468), zeugen von seinem großen Wissen um Religionen und Kulturen und tragen somit zur Glaubwürdigkeit der als überaus gebildet dargestellten Figur bei.

Weniger ein Mittel zur Darstellung einer Figur als vielmehr ein Indiz für das Interesse Canettis an Religionen¹⁴) ist eine unscheinbare Bemerkung zum Paradies des Islam, die im Zusammenhang mit den Assistenten Georgs zu finden ist: „Heute folgten sie Georges in einigem Abstand, zerstreut und mißmutig, den langweiligen Dienst verwünschend, ihren Chef und sämtliche kranken Menschen der Welt. Lieber wären sie jetzt Mohammedaner gewesen und hätten sich, jeder allein, in kleine, wohlausgestattete Paradiese gesetzt“ (451)¹⁵). Sieben Paradiese gibt es nach der islamischen Vorstellung, wobei das unterste der Erde am ähnlichsten ist. Sie halten unbeschränkte Genüsse bereit und entsprechen damit wohl genau den Wünschen

¹³) „Reiche Chinesen, die um ihr Heil auch im Jenseits besorgt seien, pflegten große Summen zu stiften, die zur Haltung von Krokodilen, Schweinen, Schildkröten oder anderen Tieren in einem buddhistischen Kloster dienten“ (235). Grundsätzlich sind die Lehren des Konfuzius positiver besetzt als der Buddhismus. An Buddha schätzt Kien vor allem dessen Ruhe, die Weisheit des Konfuzius beeindruckt ihn aber deutlich mehr.

¹⁴) Allein die Anzahl der Aufzeichnungen, die Religionen und verschiedene Gottesbilder thematisieren und kritisch hinterfragen, gibt Aufschluss darüber, wie sehr Glaubensfragen Elias Canetti beschäftigt haben. Siehe dazu u. a.: Elias Canetti Anthropologie und Poetik, hrsg. von STEFAN H. KASZYŃSKI, München 1984; sowie MARTIN BOLLACHER, Canetti und das Judentum, in: Ein Dichter braucht Ahnen. Elias Canetti und die europäische Tradition. Akten des Pariser Symposions 1995, hrsg. von GERALD STIEG und JEAN-MARIE VALENTIN, Bern u. a. 1997, S. 37–47.

¹⁵) Eine weitere Erwähnung erfährt der Islam im Zusammenhang mit den Tätigkeiten des Passfälschers: „Die Unordentlichkeit des Paß-Koch hatte *eine* Grenze: in die Pässe seiner Sammlung legte er kleine, rechteckige Zettel hinein, auf denen zu lesen stand: ‚Duplikat blüht als Dollarmacher in Amerika‘, oder ‚Inhaber läßt aus Südafrika grüßen. Das Diamantenland‘, oder ‚Als Perlenfischer sein Glück gemacht. Hoch Paß-Koch!‘ Oder ‚Warum folgen Sie mir nicht nach Mekka? Hier wirft die mohammedanische Welt ihr Geld auf die Straße. Allah ist groß!‘“ (373).

der gelangweilten Assistenten. Die Isolation im eigenen Paradies bedeutet hier auch, für keine Kranken, für niemanden da sein zu müssen, womit der Individualität gegenüber der Gemeinschaft der Vorzug gegeben wird.

Ein besonders individueller Himmel ist der des schlaflosen Hausierers. Er wünscht sich einen Kreislauf aus vierzehntägigem Schlaf und halbtägigem Kartenspiel. Das vielen Paradiesvorstellungen eigene Sehnsuchtsselement wird hier besonders deutlich, doch reduziert sich der Wunsch des Hausierers nach Erlösung auf eine spiegelbildliche Umwertung seines Lebens: Spielerglück statt Befreiung aus materiellen Abhängigkeiten, physische Narkotisierung statt Erlösung von körperlichen Bedürfnissen:

Zu „Reichtum“ fielen ihm Sanatorien und komplizierte Kuren ein. In seinem Paradies gab es unfehlbar wirkende Schlafmittel. Man schlief dort vierzehn Tage hintereinander, ohne ein einziges Mal aufzuwachen. Das Essen bekam man im Schlaf. Nach vierzehn Tagen wachte man auf, früher war es nicht erlaubt, man mußte sich fügen, was sollte man dagegen tun. Die Ärzte waren so streng wie die Polizei. Dann ging man auf einen halben Tag Karten spielen. Dazu gab es ein besonderes Zimmer, in dem nur bessere Geschäftsleute verkehrten. In wenigen Stunden wurde man noch einmal so reich, soviel Glück hatte man im Spiel. Dann legte man sich wieder vierzehn Tage schlafen. Zeit hatte man, soviel man wollte. (249)

Diese Textstelle verdeutlicht einmal mehr, dass die in der ›Blendung‹ vorgestellten Paradiese nicht an ein bestimmtes Verhalten auf dieser Welt gebunden sind. Des Weiteren ist mit einem Aufenthalt in einem der Himmel nicht das Leben nach dem Tod gemeint. Im Gegenteil – sehr ‚irdisch‘ werden die Paradiese durch ihre Abhängigkeit von Geld. Der Hausierer wünscht sich einen Kreislauf aus Schlaf und Geld, Kien würde mit einer Mitgift Thereses seine Bibliothek vergrößern und damit endgültig zu seinem Paradies machen, und sogar Fischerles Aufenthalt im „Idealen Himmel“ ist an Geld geknüpft¹⁶⁾. Der ‚irdischste‘ und am engsten mit Geld verbundene Himmel ist der von Therese. In ihrem Traum von einem Schlafzimmer, einem wichtigen Motiv in der ›Blendung‹, wird ihre Fixierung auf Materielles sichtbar: „Von den Ohren, breiten Schwingen, getragen, flogen die Augen zum Himmel empor und ließen sich in einem billigen Schlafzimmer nieder. Therese, ein spitzenbesetzter Engel, machte es sich darin bequem. Und doch war sie nicht aus den Wolken gefallen, als sie plötzlich vor dem bewußten Laden stand“ (81). Unverkennbar ist hier die Ironie, dass ausgerechnet Therese mit Spitze, einem Attribut der Weiblichkeit, und einem Engel, den man sich wohl auch anders vorstellt als eine hässliche Haushälterin in gestärkten Röcken, in Zusammenhang gebracht wird.

Keiner der in der ›Blendung‹ dargestellten Himmel entspricht der klassischen Vorstellung von einem „besseren Jenseits“ (364), vielmehr geht es um Heimat, um phantastische Träumereien, um den Wunsch nach einem besseren Leben. Die Illusion eines besseren, gerechteren Lebens nach dem Tod wird konsequent vermieden,

¹⁶⁾ „Früher, vor vielen Jahren, als die Frau noch keine Pensionistin war und sie zuviel Schulden hatte, um ihn ins Kaffeehaus zu schicken, mußte Fischerle, wenn die Frau einen Kunden in ihr enges Kabinett heraufbrachte, trotz seinem Buckel unters Bett kriechen“ (193).

denn dadurch würde die Unerbittlichkeit der ›Blendung‹ relativiert. Hoffnung auf ein gutes Jenseits würde auch eine ‚Aussöhnung‘ mit dem Tod bedeuten. Im Sinne von Canettis Annäherung an die Todesthematik muss sie ausgeschlossen bleiben: „Ich anerkenne keinen einzigen Tod. [...] Es macht keinen Unterschied, ob etwas von uns noch irgendwo weiter besteht oder nicht. Wir leben hier nicht genug. Wir haben keine Zeit, uns hier zu bewähren. Und da wir den Tod anerkennen, verwenden wir ihn.“¹⁷⁾

Anhand der so unterschiedlichen ‚Himmel‘ wird deutlich, dass nicht jeder nach demselben Paradies streben kann. Der Verlust der Kommunikationsfähigkeit innerhalb der im Zerfall begriffenen Gesellschaft setzt sich im Verlust eines kollektiven Glaubens fort. Undenkbar ein Fischerle in Kiens Bibliothek bzw. in einem von Michelangelo entworfenen Himmel, undenkbar ein Kien in einem Paradies, das aus einem „billigen Schlafzimmer“ (81) besteht¹⁸⁾. Dass die Figuren in der ›Blendung‹ in ihren eigenen Welten leben, die gedanklich und sprachlich inkompatibel sind, wurde in der Forschung bereits hinreichend belegt. Der Vergleich der Himmelsvorstellungen unterstützt diese Beobachtungen in der Hinsicht, dass jeder Wirklichkeit, insofern man in der ›Blendung‹ überhaupt von ‚Wirklichkeit‘ sprechen kann, eine entsprechende Wunschvorstellung vom Jenseits bzw. von einem Idealzustand auf der Erde zugeordnet wird. Die zerfallende Welt äußert sich in der ungeheuren Isolation der „auf die Spitze getriebenen Individuen“¹⁹⁾ und findet ihre konsequente Entsprechung in Privatmythen, die miteinander ebenso wenig kompatibel sind wie die Figuren selbst.

¹⁷⁾ ELIAS CANETTI, *Die Fliegenpein. Aufzeichnungen* (= Fischer Taschenbuch), Frankfurt/M. 1995, S. 66. Vgl. auch: „Was du gegen den Tod zu sagen hast, ist nicht weniger unwirklich als die Seelen-Unsterblichkeit der Religionen [...]“ (ebenda, S. 109).

¹⁸⁾ Vgl. dazu die folgende Aufzeichnung Canettis: „Befreundete Heiden legten ihn in seinem Paradies ab und nahmen sofort Reißaus“ (ebenda, S. 17).

¹⁹⁾ CANETTI, *Das Gewissen der Worte* (zit. Anm. 1), S. 243.